



Dresdner Reden 2015

1. März 2015

Michael Krüger

Die Enzyklopädie der Toten und das Internet

Eine Veranstaltungsreihe des Staatsschauspiels Dresden und der Sächsischen Zeitung.

Sächsische Zeitung

Was uns verbindet.

Die Dresdner Reden 2015

Auch in diesem Jahr setzen wir die traditionsreiche Reihe der Dresdner Reden fort, die in Kooperation mit der Sächsischen Zeitung seit mehr als zwei Jahrzehnten am Staatsschauspiel stattfindet. Jedes Frühjahr laden wir Persönlichkeiten aus Kunst, Politik, Wirtschaft oder Wissenschaft ein, auf der Bühne des Staatsschauspiels eine Rede zur Zeit zu halten.

1. Februar: Heinz Bude

Soziologe, Professor für Makrosoziologie an der Universität Kassel

Pegida, die Gesellschaft der Angst und der Protestbegriff des Volkes

8. Februar: Carla Del Ponte

Juristin, Syrien-Beauftragte der Vereinten Nationen, ehemalige Chefanklägerin des Internationalen Strafgerichtshofes in Den Haag

Internationale Justiz. Meine Zeit als Chefanklägerin

15. Februar: Jakob Augstein

Chefredakteur und Verleger der Wochenzeitung „Der Freitag“

Willkommen zur deutschen Tea Party: Von der Krise des Kapitalismus profitiert der rechte Populismus. Wie reagieren Politik und Medien? Mit Kapitulation.

22. Februar: Andreas Steinhöfel

Kinderbuchautor; z. B. „Rico, Oskar und die Tieferschatten“

Mythos Kinderbuch – Warum Jim Knopf aus mir keinen besseren Menschen gemacht hat

1. März: Michael Krüger

Ehemaliger Verleger des Hanser Verlages, Autor und Präsident der Bayerischen Akademie der Schönen Künste

Die Enzyklopädie der Toten und das Internet

Die Enzyklopädie der Toten und das Internet

Meine Rede, wenn es denn eine geworden ist, hat zwei Teile. Einen allgemeinen und einen speziellen, in dem ich Ihnen eine Geschichte vorstellen will, die Sie hoffentlich noch nicht kennen oder wenn, nur wenige kennen. Was den allgemeinen Teil betrifft, so bin ich unsicher, ob ich nicht Eulen nach Dresden trage. Ich bin kein professioneller Redner. Dafür teile ich natürlich gerne ein paar Ansichten meinen Zeitgenossen mit, und beide Teile, auch das will ich noch vorweg sagen, haben mit Erinnerung zu tun.

Brauchen wir überhaupt noch Erinnerung? Wenn nicht alles trügt, sind wir gerade dabei, die Notwendigkeit von Erinnerungen abzuschaffen oder sie, die Erinnerung, wie die Erinnerungskultur in den weichen Abgrund einer Software auszulagern. Unsere ganze Konzentration gilt dem Phantom des Jetzt, das die schreckliche Eigenschaft hat, in dem Moment, da es erfahrbar geworden ist, bereits zur Vergangenheit zu gehören. Auch die Zukunft hat erheblich an Attraktivität eingebüßt, seit die Prognostik nicht mehr so richtig funktioniert oder, wie wir oft erleben müssen, sogar total versagt. „Wir können nur sicher sein, dass wir nicht sicher sein können, ob irgendetwas von dem, was wir als vergangen erinnern, in der Zukunft so bleiben wird, wie es war.“ – mit diesem salomonischen Spruch hat Niklas Luhmann die Zukunft beschrieben. Daraus folgt, gegenwärtig kann man immer nur im Blick auf Wahrscheinliches Unwahrscheinliches entscheiden und dies, obwohl man weiß, dass das, was kommt, so kommt, wie es kommt und nicht anders. Diese Tragik, und es ist ja eine Tragik, formuliert Luhmann im Schlusssatz seines Aufsatzes über die Zukunft: „Wir gehören nicht mehr zu jenem Geschlecht der tragischen Helden, die nachträglich jedenfalls, zu erfahren hatten, dass sie sich selbst ihr Schicksal bereitet hatten. Wir wissen es schon vorher.“

Hätte man uns hier in diesem Saal vor einem Jahr erklärt, dass wir heute gewissermaßen unsere zu erwartenden Zinsen auf unser Ersparnis oder unsere Renten selber zahlen müssen, weil Geld kein Geld mehr bringt. Wir hätten den Zweifler an den ehernen Grundsätzen des avancierten Kapitalismus zum Teufel geschickt. Heute redet jeder mit der allergrößten Nonchalance von Minuszinsen, als hätte man schon immer damit gerechnet. Und wer soll die Minuszinsen eigentlich bezahlen, wenn es eine solche Operation überhaupt logisch gibt? Seit der Bankenkrise wissen wir, dass auf keinen Fall die Banken und schon gar nicht die Bankiers für ihre Defizite belangt werden oder belangt werden können, wie die Gerichtsverfahren der an der Alpe-Adria-Pleite beteiligten Banken und Bankiers auf schöne Weise gezeigt haben. Es kommt, wie es kommt. Belangt wurden die Banken nicht, dafür die Kunden und sogar Menschen, die vorher nie den Namen der betreffenden Bank gehört haben, also wir gemeinen Steuerzahler. Dass die Politik offenbar kein Interesse daran hat, die Sache wirklich aufzuklären, liegt in der Logik der Sache. Denn bei solchen Fällen ist die Verschränkung mit der Politik ein offenes Geheimnis, das unter dem Titel „gut bezahlter Aufsichtsrats-Posten“ auf allen ministeriellen Fluren bekannt ist.

Wenn die Karre im Graben liegt, kann sich keiner mehr erinnern, wer gesteuert hat, wer zu viel geladen hat, wer nicht zum TÜV gegangen ist und so weiter. Die große Amnesie. Die Beobachtung des Vogelflugs oder die Begutachtung der Innereien toter Vögel, wie sie noch die Griechen praktizierten, und wie wir sie vor allem bei den frühen, keineswegs primitiven Völkern finden,

Michael Krüger, Jahrgang 1943, war langjähriger Lektor des Hanser Verlags, bevor er 1986 für mehr als 25 Jahre dessen Leiter wurde. Darüber hinaus war er viele Jahre Herausgeber der Literaturzeitschrift „Akzente“ und veröffentlichte seit den 70er Jahren auch eigene Lyrik und Prosa. Die Bayerische Akademie der Schönen Künste wählte Krüger 2013 zu ihrem Präsidenten. 2014 wurde sein Engagement für den deutschen Literaturbetrieb mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet.

liefert wahrscheinlich genaueres Anschauungsmaterial über das, was wir von der Zukunft erwarten dürfen, als alle technisch hochaufgerüsteten Befragungs- und Berechnungsmodelle, die den Experten heute zur Verfügung stehen. Kurzum: Die Bedeutung der Kategorien von Geschichte, der wir uns erinnern, von der wir etwas lernen können sollen, von prekärer Gegenwart und höchst unbestimmbarer Zukunft. Kategorien wie sie die Menschen über Jahrhunderte mit wechselndem Erfolg zur Daseinsbewältigung angewandt haben, geraten zunehmend außer Kraft, weil die Erfahrungen, die aus der Geschichte gelernt werden können, für die Gegenwart offenbar nur noch von geringem Interesse sind und für die Zukunft in fast allen Bereichen ihre Relevanz eingebüßt haben. Bei der nächsten Bankenkrise, aber auch bei der nächsten Flutkatastrophe werden wir uns daran erinnern, dass wir uns erinnern wollten, es aber leider vergessen haben. Vergessen haben wie die Politik, die wir drei Monate nach der Wahl an ihre Wahlversprechen erinnern müssen.

Ein gutes Gedächtnis zu haben, ist offenbar hinderlich, auf keinen Fall gut fürs Fortkommen. Ich sage das zunächst einmal ohne jeden Anflug von Pessimismus und das nicht nur deshalb, weil Pessimismus in unserer auf das Jetzt fixierten Zeit bereits als pathologische Erkrankung angesehen wird, die dringend mit einer heute von allen Kassen finanzierten Optimismus-Therapie zu behandeln wäre. „Pessimismus als Stadium der Reife“ – der schöne, gravitatische Titel des Buches des notorischen Geschichts-Pessimisten Émile Cioran wäre heute ein Ladenhüter, obwohl alle geschichtsphilosophischen Denksysteme zusammengebrochen sind und eigentlich Platz wäre, für einen fundamentalen, heiteren Pessimismus, der nichts anderes wäre als der Versuch uns anders als bisher zu denken. Wer auf den verwegenen Gedanken käme, in einem der heute so beliebten Optimierungsseminare einen Satz mit den Worten zu beginnen „Früher haben wir aber“ müsste mit einem lauten Gelächter rechnen, ganz gleich, ob es sich um ein Seminar zur Verbesserung von Organisationsproblemen, um die Struktur der Hochschulen und Akademien oder um die Landwirtschaft handelt. Die Hinfälligkeit und der Verschleiß von Erfahrungen ist in unserer unter zunehmenden Beschleunigungsdruck geratenden Gesellschaft für jeden von uns so spürbar geworden, dass die Möglichkeiten der Reaktion auf der Hand liegen. Entweder man verweigert sich und gibt sich mit dem Status des Hinterwäldlers zufrieden, der immerfort vor sich hinmurmelt „Früher war aber alles ganz anders und natürlich viel besser. Früher gab es gar keine Muslime und keine Türken. Früher ging man in deutsche Restaurants und aß deutsches Kraut und keine Spaghetti. Früher las man die Bibel und wusste, wie man sich benimmt.“ Die meisten der Früher-war-alles-viel-besser-Menschen sind tatsächlich entsetzliche Reaktionäre, die nichts von „früher“ verstanden haben, nichts, wie uns das grässliche Beispiel der PEGIDA-Bewegung, die hier in Ihrer schönen Stadt ihren Ausgang hatte, zeigt. Selbst eingefleischte Konservative haben heute Angst davor, mit diesen Radaubrüdern, die das Früher auf die banalste und brutalste Weise vernichten wollen, indem sie sich dazu bekennen, in einen Topf geworfen zu werden. Oder aber – und das wäre die Alternative – man wird Teil der Beschleunigung und hält so gut wie möglich mit. Selbst wenn einem diese rasende Bewegungsart fremd und verachtenswert, wenn nicht gar unmenschlich vorkommt. Für die feinsinnigen, humanistisch-gründierten Überlegungen zur Lage der Gattung an sich, sind dann die Abendstunden reserviert, wenn keiner mehr zuhört außer der Familie, der die Klagen des Hausvaters allerdings auch schon zum Hals heraushängen: „Jetzt fängt der schon wieder damit an.“ Der Sohn oder die Tochter jedenfalls, die etwas werden wollen, schlucken ihr Abendbrot schweigsam hinunter und denken die ganze Zeit an nichts anderes als an den schon einsatzbereiten Computer, der mit seiner über-

wältigenden Präsenz im Zimmer nebenan blinkt und nur darauf wartet, seine verführerischen Welten auf den Bildschirm zu zaubern.

Nicht einmal die intimsten Verwicklungen brauchen mehr im Kreis der Familie besprochen zu werden, seit die Suchmaschine für jeden Fall umfassende Abhilfe und Trost verspricht. „Früher haben wir ...“ oder „Zu meiner Zeit ...“ oder „Wenn ich mich richtig erinnere ...“ – Sätze und Seufzer, die so beginnen, dürfen nicht mehr hoffen, auf begierige Ohren zu treffen. Die Gesetze der Sukzession wie es bei Nietzsche heißt, gelten nicht mehr, seit die Kategorie der Generation, die früher wenigstens ein Menschenleben umfasste, auf wenige Jahre eingedampft ist. Erfahrungen wurden von Generation zu Generation weitergegeben. Heute beginnt die neue Computer-, Auto- oder Hautpflegegeneration drei Monate nach der letzten, und wenn es vier Monate sind, dann sprechen wir bereits von einer Hautpflegeära. Wenn es fünf sind, dann hat eine unfassbare Revolution stattgefunden. Wer braucht unter solchen Konditionen noch Erinnerungen, die ja in welcher Schrumpfform auch immer in jedem von uns angelegt sind. Werden sie in unserer inneren Registratur abgelegt, um wenigstens von Zeit zu Zeit als Vergleich oder als nostalgische Reminiszenz zu Rate gezogen zu werden? Bilden sie die sentimentalische Substanz, die dann wirksam wird, wenn die Anforderungen der Gegenwart zu groß werden? Wobei wir immer berücksichtigen müssen, dass es, darauf hat der große Neurologe Oliver Sacks hingewiesen, im menschlichen Geist oder Gehirn keinen Mechanismus gibt, der die Wahrheitstreue unserer Erinnerungen garantiert. Wir erzählen uns unsere Erinnerungen oder die Wahrheit unserer Erinnerungen immer wieder neu, d.h. wir überzeugen uns immer von neuem von der Wahrheit unserer keineswegs wahren Erinnerung. Ein Gegengewicht an überliefertem Bestand gegen die Zumutung des immer Neuen ist zwar in jedem von uns vorhanden, schreibt Botho Strauß, unser klügster Schriftsteller, es fehlt diesem Bestand aber an Verbindlichkeit und Allgemeingültigkeit. Im Vergleich zu den einstigen Neuerungen sind die jetzigen invasiv auf das Zentrum des Menschen, sein Hirn, seinen Geist gerichtet. Sie betreffen ihn bereits im genetisch-plasmatischen Bereich. Wir sind unglücklich kurz vor und bereits in enger Beziehung zum endgültigen Verlust unserer Kompetenz zum Unglücklichsein. Einen manipulativen Schritt weiter und alle unsere Unglücke finden außerhalb unserer Erfahrungswelt statt. Das Fazit des Zeitgenossen: Ich habe das Aufkommen des selbstbestimmten Menschen miterlebt und das Ende des Menschen in seiner totalen Selbstbestimmung kommen sehen. Mit diesem Paradox müssen wir leben, denn wir können nach Stand der Dinge nicht mehr davon reden, wie wir leben wollen. Der freie Wille – dieses berühmte und in unserem Selbstbewusstsein so wichtige Konzept haben wir schon lange verabschiedet. Wir werden gelebt, ob wir wollen oder nicht, und halten diese Steuerung für den höchsten Grat an Selbstbestimmung. Walter Benjamins „Engel der Geschichte“ – Sie haben das Bild vielleicht vor sich – der, die Zukunft im Rücken, verzweifelt in die Vergangenheit blickt, um von dort her das Heil zu erhoffen, wird von einem mächtigen Sturm gnadenlos in die Zukunft getrieben. Dieses von Paul Klee gemalte Sinnbild, diese Allegorie, die über dem Schreibtisch, des weiß Gott unglücklichen Walter Benjamin hing, fällt einem immer ein, wenn man so tollkühn ist, einen Blick in die Zeitung zu werfen.

Von der Ukraine bis Griechenland, von Spanien bis Frankreich finden wir keine Spur mehr von Erinnerung an die Allgemeinverbindlichkeit von Werten, wie sie das Nachkriegseuropa auf den noch rauchenden Trümmern des verheerenden Weltkriegs verkündet hat. Die extremen Linken verbinden sich reibungslos mit den extremen Rechten als dürfe das so sein. Die stabilisierende Wirkung der Erinnerung, z.B. an die Bürgerkriege in Griechenland oder

Spanien, hat ihre normative Kraft verloren. Jetzt geht jeder mit jedem ins Bett, wenn es nur hilft, Wahlen zu gewinnen. Politik ist in weiten Teilen Europas oder genauer: in weitesten Teilen der ganzen Welt zu einem erpresserischen Geschäft geworden, weil die Erinnerung nicht mehr als Korrektiv funktioniert. Und da eine nationale Politik zumindest in Europa nicht mehr möglich ist – in einem auf dem Papier zwar vereinten, in Wahrheit aber zerfallenen Staatenverbund – sind alle, ob sie wollen oder nicht, an diesem perversen Spiel beteiligt. Selbst wenn man die Auflösung der alten Unterscheidungen, z. B. von links und rechts, als Denkform des 20. Jahrhunderts prinzipiell begrüßt, die mussten ja mal verabschiedet werden, ist man jedenfalls als älterer Zeitgenosse schockiert, wenn Neos faschistischer und kommunistischer Herkunft auf einer Barrikade sich umarmen. Auf jeden Fall ist in diesen neuen Konglomeraten jede Form von Erinnerung suspendiert, und wenn einer auf die Idee kommt, an diesen Sachverhalt zu erinnern, erntet er bestenfalls ein Kopfschütteln. Kurz gesagt, was hat der vor 80 Jahren das Land verwüstende Bürgerkrieg in Spanien mit der deprimierenden Tatsache zutun, dass über 40 % der Jugendlichen des Landes heute ohne Ausbildung und Arbeit sind? Was hat die Erinnerung an das stolze Programm der französischen Revolution „Liberté, Égalité, Fraternité“ mit der deprimierenden Tatsache zutun, dass sich heute große Teile dieser sich immer als liberal schildernden Gesellschaft in Frankreich eine Koalition mit dem Front National wünschen? Was hat die Erinnerung an den deutschen Faschismus mit der deprimierenden Tatsache zutun, dass in dieser von Erinnerungen tiefgenarbten Stadt Dresden ein paar durchgedrehte Wirrköpfe zu Anführern, um nicht zu sagen zu Führern, einer rechtsradikalen Bürgerbewegung werden konnten. Wenn man dem PEGIDA-Führer mit dem angemalten Hitler-Bärtchen glauben wollte, säßen heute in diesem schönen Theater mindestens 60 % Muslime und das „Käthchen aus Heilbronn“ müsste in arabischer Sprache gegeben werden. Und so weiter und so fort.

Die Beispiele dafür, dass unsere kollektive Erinnerung nicht mehr funktioniert, sind zahlreich. An dieser Stelle wird von Optimisten gerne das Argument vorgebracht, dass doch alle Jahrestage in unserer Erinnerungskultur mit großem Aufwand und viel Pomp gefeiert werden, dass die Museen voll sind, gerade hier in Dresden, und die Geschichtsausstellungen über massenhaften Zulauf zu klagen haben, gar nicht zu reden von den großartigen Historikern, die uns in den letzten Jahren mit großer erzählerischer Brillanz die deutsche und die Weltgeschichte erklärt haben. Ach! möchte man da mit Friedrich Nietzsche ausrufen, dem Autor der „Fröhlichen Wissenschaft“, wir Kinder der Zukunft, wie vermöchten wir in diesem Heute zuhause sein. Wir sind allen Idealen fern, auf welche hin einer sich sogar in dieser zerbrechlichen, zerbrochenen Übergangszeit noch heimisch fühlen könnte. Was aber deren Realitäten betrifft, so glauben wir nicht daran, dass sie Dauer haben. Das Eis, das noch heute trägt, ist schon sehr dünn geworden. Der Tauwind weht, wir selbst, die Heimatlosen, sind etwas, das Eis und allzu dünne Realitäten aufbricht. Und wem fiel bei dieser guten Gelegenheit nicht Goethes bissige Bemerkung ein: Man könnte erzogene Kinder gebären, wenn die Eltern erzogen wäre. Keiner kennt sich mehr, keiner kennt das Element, in welchem wer lebt und webt. Ja, zu Goethes Zeiten waren Prognosen immerhin noch möglich und mit welcher Hellsicht er Leben und Weben verknüpft hat, ist bewundernswert, denn damit ist er schnurstracks im Zentrum unserer Gegenwart angekommen. Im Netz.

Dieses Element, in dem wir zappeln, leben und weben, kennen wir tatsächlich nicht und so wie es aussieht, besteht eine seiner hinterlistigen Eigenschaften darin, dass wir es nie kennenlernen können. Sobald wir einen Faden dieses Schicksalsstoffes zwischen den Fingern

haben, um daran zu reißen und es aufzurebellen, der schöne sächsische Ausdruck, müssen wir lernen, dass genau dieses Aufrebbeln, diese Reaktion, ein Teil des Netzes geworden ist. Jede unserer Bewegungen wird auf nicht mehr rücknehmbare Weise dankbar aufgenommen und in Information verwandelt und alle Informationen zusammengenommen, ergeben in einem lautlosen Metabolismus ein Steuerungselement, das sich vollständig unserer Kontrolle entzieht. Die gefräßige Spinne im Datennetz heißt Algorithmus, die Algorithmus-Spinne. Sie ist unsichtbar und auf staunenswerte Weise produktiv. Sie bewacht unser Leben und wacht über unsere Träume, die sie blitzschnell interpretieren und in handfeste Wünsche umsetzen kann. Während wir uns noch den Schlaf aus den Augen reiben und mühsam zu entziffern versuchen, was unsere Träume bedeuten sollen, ist sie schon mit den Angeboten zur Wunscherfüllung zur Stelle. Das Netz, schrieb kürzlich die FAZ, ist eine Diktatur. Die Nutzer können die Geschäftsbedingungen zwar gerne überprüfen und kommentieren, stimmen ihnen aber automatisch zu. Die Vorstellung, man könne sich mit ein paar Klicks gegen die Sammelwut wehren, ist rührend. Im Zweifelsfall profitiert Facebook auch noch von der Information, dass man mit seinen Praktiken nicht einverstanden ist. Das ist der letzte Kommentar zu dem, was doch immerhin 250 Jahre als freier Wille uns unser Selbstbewusstsein gegeben hat.

Ich nehme an, dass Sie alle die Debatten um das Netz, das sich um unser Leben zusammenzieht, verfolgt haben, weil es mittlerweile alle betrifft. Ich kann Ihnen also nichts Neues erzählen. Wir haben uns alle am Anfang vor 20 Jahren, also heute gerechnet vor vier Generationen damit beruhigt, dass das Netz auch demokratische Entscheidungen befördern kann, aber von solchem Optimismus sind wir inzwischen geheilt. „Die Revolution einer Weltöffentlichkeit“, las ich kürzlich von Jens Jessen in der Zeit, „die das Internet geschaffen hat, wird Jahrzehnte, wenn nicht Jahrhunderte brauchen, um aufgeklärte, tolerante Formen des Gesprächs zu entwickeln, das nicht Hass und Missgunst jederzeit fürchten muss.“ Die Ohnmacht gegenüber der Allgegenwart dieses Netzes wächst. Wir haben uns nicht nur daran gewöhnt, dass die Tugend der Geduld als professionelle Schwäche gilt und die schnellste Reaktion als die Beste, dass Geschwindigkeit und Kürze das höchste Prestige in der twitternden Kakophonie beanspruchen dürfen, sondern auch daran, dass die Informationslüsternheit vor nichts und niemandem mehr Halt macht. Es wird tatsächlich, so komisch das klingen mag, alles abgehört, aufgezeichnet und gespeichert. Und wer noch vor wenigen Jahren die naive Vorstellung, dass ein harmloses Telefon, die mit ihm gehörten Gespräche nach dem Auflegen vergisst, sieht sich eines Schlechteren belehrt. Es besteht ein teuflischer Plan dieser neuen, perversen Aufklärung darin, noch unsere intimsten Bekenntnisse festzuhalten, nicht um uns eines Tages damit zu erfreuen, sondern um sie eines Tages gegen uns verwenden zu können. Die brutalen Machtansprüche, die hinter solchen technischen Errungenschaften, sich nicht einmal mehr verbergen, führen zu einer Ohnmacht, die uns den Atem verschlägt. Und die Entwicklung dieser Aufschreib-Systeme ist so irrsinnig schnell, dass jeder Protest, jedes Aufbegehren, immer zu spät kommt, also immer schneller verstummt. Das Achselzucken wird zur angemessenen Reaktion. „Es kommt, wie es kommt“, wie der Systemtheoretiker Luhmann gesagt hat. Oder haben Sie in den letzten Monaten auch nur noch eine Zeile von den Abhör-Methoden gelesen, die noch gestern das ganze Land in Empörung versetzt und zu gewaltigen Störungen im deutsch-atlantischen Verhältnis geführt haben? Nein, nichts, alles vergessen. Die Kanzlerin geht in den Keller, wenn sie mit ihrem Mann das Menü des Abendbrots besprechen will.

Die letzte Perfidie, in dieser wie ich finde wirklichen Tragödie, war die Nachricht vor drei Tagen vom Datenklau der Geheimdienste, die sich nicht einmal mehr die Mühe machen, umständliche Abhörgeräte zu entwickeln, sondern sie erbeuteten bei den Herstellern der SIM-Karten ganz einfach die Kryptoschlüssel und sind auf diese Weise in der Lage, sozusagen von vornherein als Teil des Telefonverkehrs aufzutreten. Man versteht nicht, warum das nicht zu unerhörten Protesten geführt hat. Die Desillusionierung, das ist vielleicht der Grund, gegenüber den elektronischen Zugriffen auf unser aller Privatleben ist so total, dass nicht einmal mehr über Strategien zur Zerschlagung der Netzwerke nachgedacht wird. Während Mister Snowden alle Zeit der Welt zur Verfügung hat, um in Moskau russisch zu lernen, wird an der Verfeinerung der Ausspähungsmethoden gearbeitet. „Die neue Technologie“, schreibt der amerikanische Philosoph Leon Wieseltier, „beeinflusst nicht nur die Kultur, sie dringt auch in tiefere Schichten von Identität und Erfahrung ein, und sie erreicht Erkenntnis und Bewusstsein.“ Wer den Menschen nur mehr als ein Bündel von Informationen begreift, träumt nicht mehr bloß von seiner Manipulation, auch wenn in der Öffentlichkeit nur von einer quasi beschleunigten Evolution gesprochen wird, von einer Ausmerzungen von Krankheiten und der Behebung von Mängeln. So melden sich doch immer energischere Stimmen aus den großen Laboratorien zu Wort, die behaupten, uns über unsere Humanität hinaustragen zu wollen und die Beschränkungen unseres biologischen Körpers und unseres Gehirns überwinden zu können. „Also wird es nach dieser Lesart eines Tages keinen Unterschied mehr zwischen Mensch und Maschine geben“, vermutet Wieseltier und wir mit ihm. Man kann sich nicht genau vorstellen, wie wir dann in einer Art Astralleib zwischen Himmel und Erde leben, aber auf jeden Fall wird dann eine Putzfrau überflüssig werden.

Dieser utopische Gedanke, sozusagen des Heraushebens aus den biologischen Notwendigkeiten, hat schon das 18. Jahrhundert, als der französische Philosoph La Mettrie sein berühmtes Buch „L'homme machine“ veröffentlichte und als Voltaire nach der Öffnung des menschlichen Körpers mit gespielter Verwunderung feststellen konnte, keine Seele angetroffen zu haben. Während also die Realisten nachdenken, woher das Pflegepersonal kommt, das unsere überalterte Gesellschaft in Würde das Leben beenden lässt, träumen unter der kalifornischen Sonne die neuen Utopiker davon, die Unsterblichkeit als höchstes Ziel der Gattung zu verwirklichen. Und so wie man den PEGIDA-Anhängern empfehlen möchte, sich freiwillig in Altenheimen zu verdingen, um etwas Sinnvolles für die geliebte Gemeinschaft zu leisten, so möchte man den Transhumanisten raten, sich mit den terroristischen Jihadisten an einen Tisch zu setzen, um einen Erfahrungsaustausch über die Unsterblichkeit zu beginnen. Gottseidank, ich benutze absichtlich den Namen des Höchsten, wird nicht alles, was der Mensch denkt und kann, sofort umgesetzt, die Erde wäre längst explodiert. Gottseidank brauchte es bisher eine lange Zeit des Prüfens und Abwägens, um das technisch Mögliche auch zu realisieren. Und gottseidank war der Tod wenigstens bisher am Ende doch der Stärkere. Der Tod schlägt nach wie vor die Vernunft, die Aufklärung und die Aufklärung der Aufklärung, auf die wir uns so viel einbilden. Wer den Tod abschaffen will, kann dies nur, bisher jedenfalls, Elias Canetti hat es uns beispielhaft vorgemacht, in der Imagination tun.

Einige von Ihnen kennen hoffentlich noch nicht die Anekdote vom Ende des Sokrates. Während die Häscher den Schierlingsbecher für den Philosophen zubereiten, und zwar vor seinen Augen – man denkt dabei natürlich an die Todesspritzen für die zum Tode Verurteilten in amerikanischen Gefängnissen – während sie das also alles andere als süße Gift in einem Becher mixen, damit der Tod, wie es immer so schön beruhigend heißt, schmerzlos eintritt,

nämlich in den Körper eintritt und ihn gleichzeitig auslöscht, während sie also geschäftig herumwuseln, in dem Bewusstsein, das Richtige zu tun, wenn sie diesem berühmten Mann und Störenfried das Leben nehmen, übt Sokrates in größter Ruhe ein Lied auf der Flöte. Das ist ein Skandal. Man sieht das Bild sofort vor sich: Hier das Todeskommando, stolz darauf, etwas zu tun, was für die Gemeinschaft als notwendig erachtet wurde, obwohl die Giftmischer selber den Fall wahrscheinlich gar nicht durchdacht und verstanden haben, aber sie werden für ihre Arbeit, die ein gewisses Fingerspitzengefühl erfordert, auch Takt, denn Sokrates ist ein ziemlich bekannter Bürger Athens, sie werden gut bezahlt, und freuen sich darauf, am Abend nach der Arbeit, wenn man Giftmischerei als Arbeit bezeichnen kann, ordentlich essen zu gehen und über den Fall zu reden, und ihnen gegenüber sitzt Sokrates, der bärtige Philosoph mit dem großen Rundschädel und übt ein Lied auf der Flöte. Er ist nicht gefesselt und hat die Augen nicht verbunden, wie es heute die islamistischen Mörder mit ihren Geiseln tun. Alle seine Bemühungen, sich gegen den Vorwurf der Gotteslästerung und der Verführung der Jugend zu verteidigen, sind gescheitert. Seine Bereitschaft eine Geldbuße zu entrichten, war abgelehnt worden. Fluchtpläne, wie seine Schüler sie entwickelt hatten, schlug er in den Wind. Er hatte das Urteil der Geschworenen, das er persönlich für eine reine Bosheit hielt, akzeptiert, auch wenn es seiner Ethik der Gerechtigkeit gegen den Strich ging. Schon ist es Zeit, dass wir gehen, ruft er seinen Freunden zu, ich um zu sterben, ihr um zu leben. Wer aber von uns den besseren Weg beschreitet, das weiß niemand, es sei denn, der Gott. Nun sitzt er also seinen Todesspezialisten gegenüber und übt sein Lied auf der Flöte. Keiner weiß, wie es klang und ob seine Hände zitterten. Aber immerhin war diese im Angesicht des Todes musizierende Gestalt so eindrucklich, dass einer der Männer den Sokrates fragte: „Zu was, Sokrates, nützt dir das Spiel?“ Und Sokrates, sein Spiel unterbrechend, gab die erschütternde unerschütterliche Antwort: „Dazu, mein Freund, dieses Lied zu können, bevor ich sterbe.“ Diese Antwort ist herzerreißend. Sie ist wahrscheinlich eine der tiefgreifendsten Antworten auf die Frage nach dem Sinn der Kunst, auf jeden Fall die Kürzeste. Dieses Lied zu können, bevor ich sterbe. Es gibt keinen Sinn, der dem Leben und der Kunst von selbst inne wohnt, das brauche ich Ihnen in einem Theater nicht zu sagen. Wir müssen ihn bis zur letzten Sekunde dem Leben und der Kunst erst verleihen.

„Am richtigsten werden wir das Leben erfassen als eine Enttäuschung. Darauf ist sichtbarlich genug alles abgesehen“, schreibt Schopenhauer in seinem „Parerga und Paralipomena“, der wir nur die Antwort des Sokrates gegenüber stellen können, dieses Lied zu können bevor ich sterbe. Brauchen wir noch Erinnerungen, um unsere schöne und katastrophale Geschichte und unsere nicht weniger katastrophale Gegenwart zu verstehen? Lässt sich überhaupt etwas aus der Geschichte lernen, aus der individuellen wie aus der kollektiven? Es gibt eine Erzählung von Danilo Kiš, die die ganze heikle Problematik der Erinnerung auf eine bewundernswerte Weise darstellt. Sie heißt „Enzyklopädie der Toten“. Da ich nicht annehme, dass alle von Ihnen diesen großartigen Schriftsteller gelesen haben, will ich ihn kurz vorstellen und ich hoffe sehr, dass Sie eines Tages seine Bücher verschlingen werden. Am 22. Februar, also vorvergangene Woche, wäre er 80 Jahre alt geworden. Er ist also immer noch ein Zeitgenosse. Kiš wurde als Sohn eines ungarischen Juden und einer Montenegrinerin in Subotica geboren. Subotica ist der Ort, von dem heute aus die Busse mit den Menschen nach Deutschland fahren, die in ihrer Heimat nicht mehr leben können, weil sie keine Arbeit und keine Lebensperspektive mehr haben. Wenn Sie mit dem Finger auf der Landkarte von Belgrad nach Norden fahren über Novi Sad hinaus, kommen Sie nach Subotica, das in der pannonischen Tiefebene

zwischen Ungarn, Rumänien, Serbien und Kroatien liegt. Fahren Sie auf der Donau weiter nach Norden, erreichen Sie Budapest und noch einmal weiter nördlich kommen Sie nach Auschwitz, wo die Juden aus diesem ehemaligen K&K-Gebiet von Deutschen vergast wurden. Einer von ihnen war der Vater von Danilo Kiš. Die Familie hatte sich vor der Judenverfolgung in einem ungarischen Dorf geflüchtet, aus dem der Vater 1944 verschleppt und nach Auschwitz gebracht wurde, wo mit ihm auch der größte Teil der Familie Kiš den Tod fand. Danilo überlebte den Krieg und die Vernichtung seiner Familie und wurde ein paar Jahrzehnte später einer der wunderbarsten Schriftsteller Mitteleuropas. „Er war“, schreibt sein Biograph Mark Thomson, „besessen von der Schriftstellerei, der Politik und der politischen Ungebundenheit der Kunst, er war ein glühender Antikommunist und Antinationalist, und er war ein Mann mit liberalen Überzeugungen und starken Gefühlen“. „Eine ethnographische Rarität“, wie Kiš selber gesagt hat. Ein säkularer halb-jüdischer Gnostiker, ein sinnlicher, der Lust zugetaner Mann, ein vom Verlust Getriebener, ein Bohème, den einzig seine Berufung zur Ordnung zwingen konnte. Aus diesen Kämpfen mit sich und seinem gesellschaftlichen Umfeld gewann Kiš vier oder fünf überragende Bücher, wie im Rausch geschrieben, in der Einsamkeit bis zum äußersten verdichtet und wurde so zum Genie einer bestimmten Zeiterfahrung und Region, die wir heute als Mitteleuropa bezeichnen. Eben kein politischer Begriff, sondern ein imaginärer Begriff. Kiš starb im heiligen Jahr 1989 in Paris, wo er, schon einige Zeit der Querelen in seiner Heimat müde, lebte. Zwei Jahre später ging das Land seiner Geburt in einer Katastrophe unter. Die Älteren unter Ihnen erinnern sich sicher noch daran, dass damals Flugzeuge der NATO Bomben über dem Balkan abwarfen. In den frühen achtziger Jahren schrieb Danilo Kiš eine kurze Autobiographie, der er den Titel „Geburtsurkunde“ gab. Und weil sie so anrührend ist, will ich sie Ihnen vorlesen:

Mein Vater erblickte das Licht der Welt im Westen Ungarns und besuchte die Handelshochschule in der Geburtsstadt eines gewissen Herrn Virág, der durch die Gnade des Herrn Joyce zum berühmten Leopold Bloom werden sollte. Leopold Bloom aus dem Ulysses, der ja eigentlich Virág hieß. Ich nehme an, dass es die ziemlich liberale Politik des Kaisers Josef II. sowie Anpassungsbedürfnis war, was meinen Großvater bewog, seinem noch minderjährigen Sohn einen ungarischen Nachnamen zu geben. Zahlreiche Elemente der Familienchronik werden jedoch für immer im Dunkeln bleiben. Im Jahre 1944 wurden mein Vater und all unsere Verwandten nach Auschwitz deportiert, und von dort ist fast keiner zurückgekehrt. Unter meinen Vorfahren mütterlicherseits gibt es einen legendären montenegrinischen Helden, der mit fünfzig zu schreiben begann und dem Ruhm seines Säbels den seiner Feder hinzufügte sowie eine Amazone, die aus Rache den Kopf eines türkischen Despoten abschlug. Die ethnographische Rarität, die ich darstelle, wird also mit mir aussterben. Ich war vier Jahre alt 1939, als mich meine Eltern nach Ausrufung der antijüdischen Gesetze in Ungarn in der Himmelfahrtskathedrale in Novi Sad orthodox taufen ließen, was mir das Leben rettete. Bis zu meinem dreizehnten Lebensjahr lebte ich in Ungarn im Geburtsort meines Vaters, wohin wir 1942, nach dem Massaker von Novi Sad, geflüchtet sind. Ich arbeitete bei vermögenden Bauern und ging daneben in die Schule, wo man mir den Katechismus und die katholische Auslegung der Bibel beibrachte. Die beunruhigende Differenz, die Freud Heimlichkeit nennt, muss die eigentliche Quelle für meine literarische und metaphysische Inspiration gewesen sein. Mit neun schrieb ich meine ersten Gedichte auf Ungarisch. Das eine handelte vom Hunger, das andere war ein Liebesgedicht par excellence. Von meiner Mutter habe ich den Hang geerbt, Tatsachen und Legenden zu verknüpfen, von meinem Vater das Pathos und die Ironie. Meine

Beziehung zur Literatur scheint nicht wenig durch den Umstand geprägt, dass mein Vater einen internationalen Zugfahrplan verfasst hat. Das ist mein ganzes kosmopolitisches und literarisches Erbe. Meine Mutter las Romane bis sie zwanzig war, dann entdeckte sie nicht ohne Bedauern, dass Romane bloßer Schwindel sind und verwarf sie ein für alle mal. Ihre Aversion gegen reine Erfindungen ist latent auch in mir noch vorhanden. 1947 wurden wir mit Hilfe des roten Kreuzes nach Zitinje repatriert, wo mein Onkel mütterlicherseits lebte, ein bekannter Historiker. Gleich nach unserer Ankunft meldete ich mich zur Aufnahmeprüfung an die Kunstschule. Voltaires Büste, die wir zeichnen mussten, ein Gipsabguss der berühmten Porträtplastik von Houdon, erinnerte mich an eine alte Deutsche, die ich in Novi Sad gekannt hatte, und ich gab sie so wieder. Ich wurde trotzdem aufgenommen. Bis zum Eintritt blieben mir noch zwei Jahre Gymnasium, da beschloss ich dennoch das Abitur zu machen. Zwei Jahre studierte ich Geige an der Musikhochschule beim alten Simonuti, den wir Paganini nannten, weil er ihm glich. Aber auch, weil er eine Vorliebe für Tremolos hatte. Genau zu diesem Zeitpunkt, als ich zur zweiten Lage kam, wurde die Musikschule nach Kotor verlegt. Ich spielte nun ohne Noten Zigeunermusik und ungarische Romanzen sowie auf dem Schülerball Tangos und English Waltz. Im Gymnasium fuhr ich fort, Gedichte zu schreiben und ungarische, russische und französische Poesie zu übersetzen, u. a. um meinen Stil und um meine Sprache auszubilden. Ich wollte Dichter werden und lernte das Metier. Das Russische wurde uns von weißgardistischen Offizieren beigebracht. Emigranten der zwanziger Jahre, die unsere verschwundenen Lehrmeister ersetzten und mit gleicher Kompetenz so unterschiedliche Fächer wie Mathematik, Physik, Chemie, Französisch und Latein unterrichteten. Nach dem Abitur immatrikulierte ich mich an der Universität Belgrad, wo ich als erster meiner Generation am wiedereingerichteten Lehrstuhl für vergleichende Literaturwissenschaft diplomierte. Als Lektor für serbo-kroatisch und jugoslawische Literatur weilte ich in Straßburg, Bordeaux und Lille. Seit einigen Jahren lebe ich in Paris im zehnten Arrondissement, und ich verspüre kein Heimweh. Beim Aufwachen weiß ich oft nicht, wo ich mich befinde. Ich höre, wie sich meine Landsleute auf der Straße etwas zurufen und aus den Kassettenrekordern der Autos, die unter meinem Fenster geparkt sind, tönen Harmonikaklänge.

1983 veröffentlichte Danilo Kiš den Band mit Erzählungen dem er den Titel „Enzyklopädie der Toten“ gegeben hat. In der Titelgeschichte erzählt eine anonyme Theaterwissenschaftlerin, die, um sich vom Tod ihres Vaters abzulenken, eine Einladung nach Stockholm angenommen hat. Sie absolviert ein umfangreiches Besuchsprogramm und sieht sich an, was es in Stockholm zu sehen gibt. Das berühmte Segelschiff „Vasa“, die Stadt, einige Aufführungen im „Dramaten“, dem berühmten Theater, das Ingmar Bergmann einige Jahre geleitet hat, und eine Aufführung von „Warten auf Godot“, das von Gefangenen gespielt wird. Eines Abends nach einer Aufführung der „Gespenstersonate“, wird sie von ihrer Gastgeberin in die königliche Bibliothek geführt. Sie war schon geschlossen, doch lässt sie der Wärter ein, der mit einem großen Schlüssel bewaffnet ist, wie ihn auch der Wärter besaß, der sie am Vortag zu der Aufführung des Godot ins Zentralgefängnis eingelassen hatte. Die Gastgeberin verabschiedet sich und lässt die Erzählerin mit dem Wärter allein, der ihr die Tür zum Archiv öffnet, sie einlässt und hinter ihr abschließt. „Ich hörte, wie sich hinter mir der Schlüssel im Schloss drehte.“ Bald bemerkt sie, dass jeder Saal dieser unterirdischen Bibliothek einem Buchstaben gewidmet ist. „Plötzlich rannte ich“, erzählt sie, „von einem undeutlichen Vorgefühl getrieben, los. Aufgeregt und außer Atem kam ich zum Buchstaben M und schlug mit einer ganz klaren Absicht einen der Bände auf. Ich hatte, wahrscheinlich weil mir eingefallen war, schon einmal

etwas darüber gelesen zu haben, begriffen, dass es sich um die berühmte Enzyklopädie der Toten handelte. Augenblicklich war mir alles klar, noch bevor ich den ersten Band aufschlug.“ Sie findet auch sofort den Eintrag über ihren kürzlich verstorbenen Vater. „Das erste, was ich sah, war ein Bild. Das einzige überhaupt zwischen zwei Textspalten fast mitten auf der Seite. Es wurde im Jahr 1936 am 12. November in Maribor nach der Entlassung des Vaters aus der Armee aufgenommen. Unter dem Foto sein Name und in Klammer die Jahreszahlen 1910 bis 1979.“ Der Vater, zu dem sie ein sehr enges Verhältnis hatte, war genau zwei Monate vor der Reise nach Schweden gestorben und eigentlich hatte sie die Reise überhaupt nur angetreten, um das Unglück, das sein Tod ihr bereitet hatte, zu vergessen. „Ich dachte“, sagt sie, „ein Ortswechsel könne mir helfen, den Schmerz zu vergessen. Als trügen wir unser Unglück nicht in uns selbst.“ Sie beginnt sich Notizen zu machen, aber alles, was sie abschreibt, ergibt nur den Rahmen einer Biografie. Denn die eigentliche Leistung dieser Enzyklopädie besteht darin, wie die menschlichen Beziehungen, Begegnungen und die Landschaften, in denen sie stattfinden, beschrieben sind. Diese Fülle an Details aus denen ein Menschenleben besteht. Die Landschaft der Heimat des Vaters ist so lebendig dargestellt, dass die Erzählerin das Gefühl hat, sich dort zu befinden, mitten im Herzen dieser Gegend. Der Schnee auf den Gipfeln der Berge wird erwähnt, die kahlen Bäume, der zugefrorene See, auf dem, wie auf den Landschaftsbildern von Brueghel, Kinder Schlittschuh laufen, unter denen sie auch ihren Vater erkennt, obwohl er damals noch nicht ihr Vater war, sondern nur derjenige, der ihr Vater werden würde und dann ihr Vater gewesen war. Dann wird die Landschaft plötzlich grün, die Blüten an den Bäumen brechen auf rosa und weiß. Vor ihren Augen erblühen die Weißdornbüsche, die Sonne zieht über das Dorf, die Glocken der Dorfkirche läuten, die Kühe in den Ställen muhen, und auf den Fenstern der Häuser glänzt der rötliche Widerschein der Morgensonne und bringt die Eiszapfen an der Dachrinne zum Schmelzen und so geht es fort und fort. Ich denke, schreibt sie, dies vermittelt Ihnen eine Vorstellung, eine ungefähre zumindest, von der Fülle der Informationen in der Enzyklopädie der Toten, zusammengetragen von Leuten, die die schwere und lobenswerte Aufgabe übernommen haben, ohne Zweifel objektiv und unbefangenen möglichst viel über jene aufzuschreiben, die ihr Erdendasein beendet und ihre Reise in die Ewigkeit angetreten haben. Denn sie glauben an das Wunder der biblischen Auferstehung und mit dieser ungeheuren Kartothek bereiten sie diesen Augenblick lediglich vor. So wird jeder nicht nur seinen Nächsten finden können, sondern in erster Linie auch seine eigene, vergessene Vergangenheit. Dieses Register wird dann zu einer großen Schatzkammer der Erinnerungen und zu einem einzigartigen Beweis der Auferstehung. Die einzige Bedingung, um in die Enzyklopädie der Toten aufgenommen zu werden, das ist der Erzählerin sofort klar, ist, dass der in ihr aufgeführte Name in keiner anderen Enzyklopädie vertreten ist. Es fehlen alle berühmten Namen. Die Enzyklopädie ist das Werk einer Sekte oder Glaubensgemeinschaft, die in ihrem demokratischen Programm eine egalitaristische Vision der Totenwelt propagiert. Ohne Zweifel inspiriert durch einen biblischen Grundsatz mit der Absicht, die Ungerechtigkeit unter den Menschen auszugleichen und allen Geschöpfen Gottes den gleichen Platz in der Ewigkeit einzuräumen. Bald bemerkt die Erzählerin, dass die Enzyklopädie nicht in das ferne Dunkel der Geschichte der Zeit zurückreicht, sondern irgendwann nach 1789 ihren Anfang genommen haben musste, also um die französische Revolution herum, derweil ja auch die andere erste große Enzyklopädie, die wir Diderot und D’Alambert verdanken, die auch mit dem Vorsatz geschrieben und zusammengestellt wurde, dass wenn man alles positive Wissen über die Welt zusammenträgt, dann muss der Mensch, der das liest, glücklicher

werden. Das ist die Ironie der Geschichte nebenbei gesagt, dass diese berühmte Enzyklopädie von Diderot und D’Alambert, das hat ein amerikanischer Historiker Robert Darnton nachgewiesen, in nur sehr wenigen Exemplaren verbreitet war und Diderot ist sogar im Gefängnis gesessen, weil er die Druckrechnungen nicht mehr bezahlen konnte. Nicht weniger Verwunderung als das geheime Wirken dieser detailversessenen Sekte erregt ihr Stil. Der derartig verdichtet ist, dass hinter den Worten sofort die Szenerie auftaucht. Jede Epoche ist in einer Art lyrischer Quintessenz und Metapher wiedergegeben, nicht immer chronologisch, sondern in einer seltsamen Symbiose der Zeiten der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, die uns heute in ihrer rasenden Sukzession so viel Kopfzerbrechen bereitet.

Nach der Geburt des Vaters folgen die verdichteten sozusagen auf Idiogramme reduzierten Bilder seiner Kindheit, die Namen seiner Lehrer, seiner Schulkameraden, die schönsten Jahre des Jungen im Wechsel der Jahreszeiten, ein fröhliches Gesicht, auf das der Regen prasselt, das im Fluss baden, mit dem Schlitten den schneebedeckten Hang hinunter fahren, Forellen fangen und gleich danach oder gleichzeitig, wenn das möglich ist, die Rückkehr der Soldaten von den europäischen Kriegsschauplätzen, eine Feldflasche in der Hand des Jungen, eine Gasmasken mit zerbrochenem Glas neben dem Damm und dann der Junge im Sonntagsanzug in einem weißen Hemd und mit einem Rosmarinzweig am Revers. Das Aufstehen wird beschrieben, der Moment in dem der Weckruf des Kuckucks von der Wanduhr erschallt und den Jungen aus seinem unruhigen Schlaf reißt. Nichts ist ausgelassen, nichts wurde vergessen. Jeder Lebensabschnitt, jede Episode ist aufgezeichnet, jeder an die Angel gegangene Fisch, jede gelesene Seite, der Name jeder Pflanze, die der Junge, der der Vater einmal war, gepflückt hat. Dann der Vater als junger Mann, seine Liebschaften, das Gymnasium in Ruma, inklusive einer Geschichte und der Klimakarte der Stadt, die Aufführungen der Wanderbühne und die Attraktion des gastierenden Wanderzirkusses, die Beschreibung einer Ziegelei, wo ein junger Mann, an eine Akazie gelehnt, einem Mädchen liebevolle und leicht obszöne Worte ins Ohr spricht – der Text ist vollständig wiedergegeben. Schließlich geht der Vater nach Belgrad 1929, wo er rund 50 Jahre bleiben wird. Die Bestandsaufnahme dieser Zeit, Kiš spricht von in der Wirklichkeit 438 Seiten, ist in der Enzyklopädie auf fünf, sechs Seiten wiedergegeben ohne, dass auch nur ein Detail vergessen worden wäre. Das Studium an der geodätischen Schule, die Namen der Schlachten und der in den Schlachten gefallenen Professoren und Soldaten, den Geliebten und der Kaffeehausbesitzer und der Schneider. Alle Filme werden erwähnt, alle Bücher, die er mochte, Gottesdienste, Paraden, Schulveranstaltungen, die erste Zigarette, die Schimmi-Schuhe, die er von seinem ersten Geld kaufte. Es folgt die Arbeit als Geometer im Sommer und im Herbstregen, die Blitze beleuchten die abendliche Landschaft, das Echo des Donners hallt in den Tälern. Eines Tages kommt der junge Geometer an ein Haus, es ist heiß, er bittet um Wasser. Aus dem Haus tritt ein Mädchen, reicht ihm einen Krug eiskalten Wassers wie in einem Volkslied. Das ist sie. Dieses Mädchen ist, ich denke, Sie ahnen es bereits, diejenige, die die Mutter der Erzählerin werden wird. Es folgt die Hochzeit, die Liste mit den Trauzeugen und Hochzeitsgästen, der Name des Popen, die Trinksprüche und -Lieder, die Liste der Speisen und Getränke. In der Enzyklopädie der Toten, das ist die wesentliche Botschaft der Verfasser, wie in der Menschheitsgeschichte wiederholt sich nie etwas. Alles, was auf den ersten Blick gleich scheint, ist kaum ähnlich. Jeder Mensch ist ein Stern für sich. Alles geschieht immer und niemals. Alles wiederholt sich bis zur Unendlichkeit und nie. Daher insistieren die Autoren dieses grandiosen Denkmals der Verschiedenheit auf dem Einzelnen, daher ist ihnen jedes menschliche Geschöpf heilig. Es folgt die Kriegszeit, die

Begegnung mit dem Meer, die Zeitungsnachrichten, die er liest, in denen vom Ribbentrop-Molotov Pact die Rede ist, von der Flucht der Regierung des Königreichs Jugoslawiens, von der Bombardierung Belgrads von den deutschen Truppen, den Preisen für Schmalz, Brot und Fleisch, von der Mode dieser Jahre, als man Schuhe mit Holzsohlen, Ohrenschützer, und aus Armeedecken geschneiderte Mäntel trug. Da es zu der Ansicht der Verfasser der Enzyklopädie gehört, dass es in einem Menschenleben keine unbedeutenden Dinge und keine Hierarchie der Ereignisse gibt, sind auch alle Kinderkrankheiten, an denen die Kinder litten von Angina bis zu Krätze, die Liste erschossener Geiseln, die Namen erhängter Patrioten, das Verhör eines Volksdeutschen, dessen Flehen durch die dünne Wand des Nachbargebäudes dringt, wo ein Offizier der Geheimpolizei OZNA der Gerechtigkeit zum Sieg verhilft und im Namen des Volkes Rache übt. Es folgt die Nachkriegszeit, als das Land wieder vermessen werden musste, neu vermessen werden musste. Neue Grundbücher, neue Namen für die deutschen Dörfer und neue Namen für die Siedlungen der Kolonisten. Es fehlt absolut nichts. Da ist der Lehm, der an den von einem betrunkenen Soldaten gekauften Gummistiefeln hängt, der schwere Durchfall hervorgerufen durch verdorbene Krautwickel, das Abendteuer mit einer Bosnierin, der Sturz des Vaters von dem Fahrrad und die Verletzung seines Ellbogens, die Angst die einen Vater beherrschen wird und sein Schweigen, an das sich die Erzählerin noch gut erinnern kann, wird von den Autoren als Angstseuche geschildert. Eines Tages erfuhr der Vater, dass ein Verwandter und Arbeitskollege von ihm jeden Morgen um sechs in das Gebäude der Geheimpolizei ging und verspätet zur Arbeit kam, das Gesicht blau geschlagen und von Schlafmangel zerfurcht. Jeden Morgen, tagein und tagaus, sechs Monate lang, bis ihm doch noch ein paar Leute einfielen, die seine Irrtümer über die Russen geteilt und Radio Moskau gehört hatten. Und natürlich werden auch die Seelenzustände des Menschen beschrieben, seine Anschauung von Gott und seine Zweifel an der Existenz des Jenseits. Was am meisten erstaunt ist die Verknüpfung des Äußeren mit dem Inneren. Das Insistieren auf materiellen Tatsachen, die anschließend in eine logische Verbindung mit dem Menschen gebracht werden, mit dem was man seine Seele nennt. Schließlich seine Altersmelancholie, der Suff, die Verfluchung der Welt. Den aufmerksamen Verfassern der Enzyklopädie ist auch nicht der ungewöhnliche Umstand entgangen, dass der Vater genau am zwölften Geburtstag seines ersten Enkels starb. Ebenso wenig haben sie übersehen, dass er dagegen aufbegehrte, seinem letzten Enkel den Namen des Großvaters, also seinen Namen, zu geben. Diese Aufeinanderfolge der Lebenden und Toten, diesen allgemeinen Mythos vom Wechsel der Generationen, diesen kümmerlichen Trost, den sich der Mensch ausgedacht hat, um den Gedanken an den Tod leichter zu ertragen, empfand der Vater in diesem Moment als Beleidigung. Als hätte man ihm durch diese magische Handlung der Weitergabe seines Namens an ein neugeborenes Kind und sei es hundertmal von seinem eigenen Blut ins Grab gebracht. Und ganz zum Schluss ein Inventar der Dinge, die er hinterließ. Die Hemden, den Pass, die Papiere, die Brille. Alles ist akribisch in die Enzyklopädie eingetragen. Kein Taschentuch ist ausgelassen, auch nicht die Zigarettenschmuckpackung der Marke Morava, auch nicht die Illustrierte Politika, in der das Kreuzworträtsel teilweise bereits von seiner Hand gelöst war. In ein paar Stunden ist es der Erzählerin gelungen all die Seiten umzublättern, die dem Vater gewidmet sind. Sie hat sich so viel wie möglich notiert, um in Stunden der Verzweiflung einen Beweis zu haben, dass das Leben des Vaters nicht vergebens war. Dass es auf der Welt immer noch Menschen gibt, die jedes Leben, jedes Leid, jede menschliche Existenz festhalten und bewerten. Ein gewisser, wenn auch schwacher Trost. Damit endet die nicht einmal dreißig Seiten lange Erzählung. Ich habe sie Ihnen deshalb

so ausführlich vorgestellt, weil sie der emphatische Beweis dafür ist, warum wir Erinnerung brauchen und sie nicht delegieren können, auch nicht an moderne Aufzeichnungssysteme. Jeder Mensch ist einzigartig schreibt Bernhard von Mutius. Es gibt seit 160.000 Jahren keine zwei Menschen mit dem gleichen Fingerabdruck. Jeder Mensch ist ein Unikum, jedes Gesicht ist anders, jede Biografie ist anders. Selbst jeder Tumor ist anders, wie die Krebsmediziner wissen und sagen. Die menschliche Seele ist inkommensurabel. Jeder Mensch ist eine Erzählung, keine Zählung. An nichts anderes wollte ich sie beim gegenwärtigen Zustand der Welt erinnern.

Spielzeit 2014/2015

Herausgegeben vom Staatsschauspiel Dresden → Intendant: Wilfried Schulz → Gestaltung: Andrea Dextor
Alle Rechte liegen bei den Rednern.

Dresdner Reden 1992 – 2015

Es gilt das gesprochene Wort.

1992

Günter Gaus – Christoph Hein – Egon Bahr – Willy Brandt
Dieter Görne, Thomas Rosenlöcher, Uta Dittmann, Wolfgang Ullmann

1993

Hans-Dietrich Genscher – Friedrich Schorlemmer – Tschingis Aitmatow – Regine Hildebrandt
Hildegard Hamm-Brücher, Heinz Czechowski, Heinz Eggert, Rainer Kirsch

1994

Heiner Geißler – Konrad Weiß – Wolfgang Thierse – Christa Wolf
P. Lothar Kuczera S.J., Benedikt Dyrlich, Hanna-Renate Laurien, Antje Vollmer

1995

Horst-Eberhard Richter – Alfred Hrdlicka – Kurt Biedenkopf – Walter Jens
Hans-Joachim Maaz, Werner Stötzer, Ludwig Güttler, Günter Jäckel

1996

Hildegard Hamm-Brücher – Margarita Mathiopoulos – Dževad Karahasan – Fritz Beer
Wolfgang Lüder, Bärbel Bohley, Hubert Kross jr., Dieter Schröder

1997

Günter de Bruyn – Libuše Moníková – Günter Grass
Thomas Rosenlöcher, Friedrich Christian Delius, Volker Braun

1998

Jens Reich – Fritz Stern – Adolf Muschg – György Konrád
Janusz Reiter, Kurt Biedenkopf, Sigrid Löffler, Karl Schlögel

1999

Jutta Limbach – Brigitte Sauzay – Andrei Pleșu – Rolf Schneider
Steffen Heitmann, Rudolf von Thadden, György Konrád, Hans-Otto Bräutigam

2000

Peter Sloterdijk – Wolfgang Leonhard – Wolf Lepenies
Eberhard Sens, Johannes Grotzky, Friedrich Schorlemmer

2001

Adolf Dresen – Rita Süßmuth – Daniel Libeskind – Volker Braun
Sigrid Löffler, Wolfgang Thierse, Heinrich Wefing, Friedrich Dieckmann

2002

Bassam Tibi – Alice Schwarzer – Daniela Dahn – Egon Bahr
Reiner Pommerin, Alexander U. Martens, Ingo Schulze, Friedrich Schorlemmer

2003

Michael Naumann – Susan George – Wolfgang Ullmann
Moritz Rinke, Peter Weissenberg, Jens Reich

2004

Hans-Olaf Henkel – Joachim Gauck – Karl Schlögel
Martin Gillo, Frank Richter, Alexandra Gerlach

2005

Dieter Kronzucker – Klaus von Dohnanyi – Christian Meier – Helmut Schmidt
Susanne Kronzucker, Aloys Winterling, Dieter Schütz

2006

Hans-Jochen Vogel – Heide Simonis – Margot Käßmann – Joschka Fischer
Christoph Meyer, Dieter Schütz, Reinhard Höppner, Mario Frank

2007

Gesine Schwan – Valentin Falin – Gerhard Schröder – Oskar Negt
Katrin Saft, Egon Bahr, Martin Roth, Friedrich Schorlemmer

2008

Elke Heidenreich – Lothar de Maizière – Peter Stein – Julia Franck
Karin Großmann, Hans-Joachim Meyer, Peter Iden, Eva-Maria Stange

2009

Fritz Pleitgen – Jörn Rüsen – Jan Philipp Reemtsma – Meinhard von Gerkan
Wolfgang Donsbach, Jürgen Straub, Harald Welzer, Wolfgang Hänsch

2010

Kathrin Schmidt – Dieter Wedel – Peter Kulka – Bernhard Müller
Jörg Magenau, John von Düffel, Dieter Bartetzko, Eva-Maria Stange

2011

Charlotte Knobloch – Rüdiger Safranski – Jonathan Meese – Dietrich H. Hoppenstedt

2012

Frank Richter – Gerhart Rudolf Baum – Andres Veiel – Ingo Schulze – Ines Geipel

2013

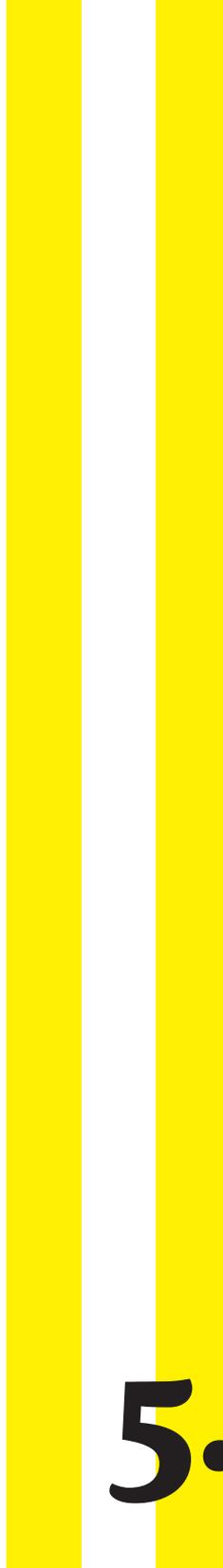
Stephen Greenblatt – Markus Beckedahl – Jürgen Rüttgers – Nike Wagner

2014

Prof. Dr. Heribert Prantl – Roger Willemsen – Jürgen Trittin – Sibylle Lewitscharoff

2015

Heinz Bude – Carla Del Ponte – Jakob Augstein – Andreas Steinhöfel – Michael Krüger



5.2015